

Nachrichten
der
Gießener Hochschulgesellschaft

Sechster Band · Zweites Heft

Inhalt:

Althessische Gärten · Von Ernst Küster
Gießener Promotionen · Von Georg Lehnert
Bruder Studio · Von Alfred Göhe
Professoren und Studenten der Ludoviciana
in der Universitätsstatistik

Von
Heinrich Apfelstedt

Verlag von Alfred Löpelmann in Gießen
1928

Althessische Gärten.

Don Ernst Küster (Gießen).

Nachdruck mit Quellenangabe gestattet!

Die Anteilnahme, die der Mensch vielen Pflanzenarten schenkt, weil sie ihm nützlich sind, und vielen anderen, weil sie ihn durch ihre Schönheit erfreuen, weist selbst im Verlauf sehr langer Zeiträume insofern nur geringe Veränderungen auf, als immer und überall dieselben Arten unentbehrliche Diener des Menschengeschlechts bleiben: in den vorgeschichtlichen Funden Europas, in den Gräbern Ägyptens lassen sich vielfach Reste derselben Kulturpflanzen nachweisen, die uns noch heute wertvoll sind. Die Gewürzpflanzen aus den Familien der Liliaceen, Umbelliferen und Kruziferen, auch der Pfeffer, die Muskatnuß und die Gewürznelke begleiten die Kultur Europas durch viele Jahrhunderte. Ja, selbst die Aufmerksamkeit und Liebe, die der Mensch den Zierpflanzen schenkt, ist keineswegs von modischen Schwankungen so stark beeinflusst, wie man leicht meinen könnte: die Rose ist schon seit Jahrtausenden der Liebling der Blumenfreunde, und von sehr viel andern Zierpflanzen wissen wir, daß sie sich seit Jahrhunderten, ja seit Jahrtausenden die Gunst des Menschen wahren. Der letzte Hüter der gärtnerischen Überlieferung, der noch in unseren Zeiten und in unserer Heimat überall eindringlich zu uns spricht, der das Alte bewahrt und noch in ferne Zukunft weiter zu reichen berufen scheint, ist der deutsche Bauerngarten. In vielen Teilen Deutschlands haben an seinen Beständen der Fortschritt unserer gärtnerischen Leistungen, insbesondere die Möglichkeit, sich viele schöne, auch leicht kultivierbare und billige Zierpflanzen aus allen Erdteilen zu beschaffen, und die geschäftige Werbetätigkeit leistungsfähiger Gärtnereien und Handlungen ebenso wenig zu ändern vermocht, wie die dem Blumengarten gewidmeten aufklärenden Schriften begeisterter Gartenfreunde, auf deren Wirken gerade unsere Zeit stolz sein darf. Der Bauerngarten ist in weiten Teilen unseres Vaterlandes noch ein Spiegelbild dessen ge-

blieben, was unseren Vätern und Großvätern, ja selbst fernen Ahnen in ihrem Garten lieb und teuer war. Seine Pflanzenbestände weisen noch heute in großer Zahl die Namen der Gewächse auf, die uns die mittelalterliche Gartenliteratur nennt, und von denen nicht wenige sogar schon dem späteren Altertum und dem römischen Garten als Zierpflanzen wertvoll waren.

Über die Gartenbepflanzung des frühen Mittelalters sind wir vor allem durch das — vermutlich von Ludwig dem Frommen erlassene — Capitulare de villis unterrichtet: dieses nennt eine Reihe von Obstbäumen und neben diesen noch 73 weitere Nutzpflanzen, die zum Anbau auf den karolingischen Gütern empfohlen werden. Wir dürfen annehmen, daß die im Capitulare genannten Pflanzen zur Zeit der Karolinger gern angebaut wurden und nach Herausgabe der genannten Sammlung von Verordnungen noch weitere Verbreitung fanden. Das Capitulare, das in erster Linie den Vegetationsverhältnissen der südlichen Teile des alten Frankenreichs Rechnung trägt, nennt folgende Pflanzen: Sadebaum, Amarant, Mangold, kreuzblättrige Wolfsmilch (*Euphorbia lathyris*), Schwarzkümmel (*Nigella sativa*), Gartenmelde, Rauke, Gartenkresse, Rettich, schwarzen und weißen Senf, Kohlrabi und andere Kohlsorten, Schlafmohn, Malven, Eibisch, Hauswurz, Rosen, Raute, Felderbse, Saubohne, Dolichos, Bockshornklee, Petersilie, Sellerie, Kümmel, Pastinak, Dill, Anis, Fenchel, Liebstöckel, Möhre, Koriander, Kerbel (*Anthriscus cerefolium*), Kreuzkümmel, Ammei, Gurke, Kürbis, Melone, Flaschenkürbis, Koloquinte, Färberkrapp, Rosmarin, Gartensalbei, Muskatellersalbei, Bohnenkraut, Minzen, Poleyminze (*Origanum dictamnus*), Katzenminze, Weberkarde, Salat, Endivie, Ringelblume, Estragon (*Artemisia dracuncululus*), Gartheil (*Artemisia abrotanum*), Rainfarn, Mutterkraut (*Chrysanthemum parthenium*), Frauenminze (*Tanacetum balsamita*), weiße Lilie, Schwertlilie, Küchenzwiebel, Winterzwiebel, Knoblauch, Schnittlauch, Porree und Meerzwiebel. Sicherlich ist aber mit dieser Liste der Bestand der Gärten jener Zeit erst unvollkommen wiedergegeben. Gleichzeitige Gartenliteratur nennt neben den Arten des Capitulare noch andere: der Reichenau-Dichter Walahfrid Strabo spricht in seinem „*Herbarius*“ noch vom Odermennig (*Agrimonia*) und der Betonie¹). Die heilige Hildegard, die freilich erst im 12. Jahrhundert lebte und bei Bingen ihre „*Physica*“ niederschrieb, nennt z. B. neben der schon im Capitulare empfohlenen Schwertlilie noch die Ringelblume (*ringula*, d. i. *Calendula*), Akelei und Pfingstrose (*Paeonia*)²). Überall werden

wir freilich gerade für die Zierblumenbeete von den Gartenbeschreibungen und Pflanzenlisten jener frühen Zeit nur unvollkommene Belehrung erwarten dürfen, da die lebhafteste Anteilnahme der Zeit an den für Küche und Heilkunst wertvollen Arten nicht allzuviel Interesse für die Pflanzen übrig ließ, die sich nur durch Anmut und Schönheit auszeichneten³⁾.

Erwünschte Einblicke in den Reichtum mittelalterlicher Zier- und Blumengärten bringen in späterer Zeit — um nur die wichtigsten Quellen zu nennen — das Glossarium Helmstadiense, das aus dem 13. oder 14. Jahrhundert stammt, und des Zürcher Polyhistor Konrad Gesner Schrift „De hortis Germaniae“ (Zürich 1561). Es läßt sich annehmen, daß in jenen alten Zeiten die Zusammensetzung der Blumen- und Ziergärten nur langsam fortschreitende Veränderungen durchgemacht hat, und daß selbst beim Vergleich räumlich weit auseinanderliegender Teile West- und Mitteleuropas die in den Gärten vereinigte Schar von Zierpflanzen im wesentlichen dieselbe war, soweit nicht klimatische Unterschiede solche der Bepflanzung selbstverständlich machten. Je reicher der Flor wurde, den die Ergebnisse der Forschungsreisen und erleichterte Handelsbeziehungen auf den europäischen Blumenmarkt warfen, desto schneller entwickelten und bereicherten sich unsere Gärten, zunächst die höfischen und bürgerlichen. Der Bauerngarten hat am längsten, vielfach wohl bis in unsere Tage, gezögert, seine Entwicklung zu beschleunigen. Hierin liegt seine besondere Bedeutung für viele Fragen der Pflanzen-, Garten- und der allgemeinen Sittengeschichte.

Auch heute scheint es in vielen Gegenden Deutschlands noch nicht zu spät dazu zu sein, in den Bauerngärten nach altüberlieferten Regeln der deutschen Gartenbepflanzung zu suchen. Noch heute finden wir im Bauerngarten — neben manchen modischen Eindringlingen — vorzugsweise dieselben Arten angepflanzt, die schon vor vielen Geschlechtern, ja vor Jahrhunderten, an derselben Stelle die gleiche Rolle gespielt haben. In den Dörfern und Weilern des Vogelsbergs und der Rhön nach den Kennzeichen althessischer Gärten zu forschen, sei mit diesen Zeilen den an Fragen der Volks- und Heimatkunde Anteilnehmenden als lohnende und reizvolle Aufgabe empfohlen⁴⁾. Erst unlängst hat Pfaff⁵⁾ gezeigt, wie deutlich die Zusammenhänge der Bauerngartenflora unserer Zeit mit dem Garten selbst noch des karolingischen Zeitalters erkennbar sind. In den Gärten Südtirols konnte er von den Arten des Capitulare noch 45 im heutigen Bauern-

garten nachweisen; für 13 weitere ließ sich wahrscheinlich machen, daß sie erst vor wenigen Jahrzehnten aus den Bauergärten verbannt worden oder ihm auf andere Weise verlorengegangen sind.

Die botanischen Anstalten zu Gießen⁶⁾ gedenken alles Material, das sich für Hessen, für die Gegenden des Vogelsbergs und der Rhön noch beibringen läßt, zu sammeln und zu sichten. Alle, deren Anteilnahme sich durch die vorliegenden Zeilen für diese Fragen gewinnen ließ, werden gebeten, dem Leiter der Anstalten und dem Verfasser dieser Mitteilungen ihre Beobachtungen und Ermittlungen zu überlassen. In erster Linie wird es sich um eine Bestandaufnahme der Bauergartenflora handeln, um eine Beantwortung der Fragen: Welche Arten werden noch jetzt in den Bauergärten mit Vorliebe gezogen? Welche Bäume und Sträucher treffen wir in ihnen als Zugänge der letzten Jahrzehnte an? Ferner wären aber auch die Erinnerungen derjenigen zu wecken, die jetzt schon Enkel und Urenkel in denselben Gärten spielen sehen, die einst ihre eigenen Kindheitstage umgrünt: Welche Veränderungen haben die Gärten seit jenen Tagen durchgemacht? Welcher Wandel der Bepflanzung und Baumauswahl läßt sich in der Erinnerung noch fassen? Welchen Anteil hatten und haben damals und später an den Bauergärten die Gemüsepflanzen, die Gewürze, die Heilkräuter, die Zierblumen, die Bienenblumen?

Beim Garten des Landbewohners sollen unsere Fragen aber nicht stehen bleiben. Wir wollen weiter erforschen, welche Arten mit ihrem Grün und Blumenschmuck die Fenster der Stuben zieren. Was für Blüten prangen festtäglich an Hut und Kleid? Welche Arten schmücken die Gräber? Welche sind in der Kirche zu finden? Hier ist namentlich der 15. August (Mariä Himmelfahrt) wichtig, an dem die Bevölkerung katholischer Lande eine Auswahl von Arten dem Priester zur Kräuterweihe bringt.

Mit der Aufgabe, den ländlichen Garten und seine Bepflanzung zu erforschen, soll sich noch die andere verbinden, für Erhaltung seiner Kennzeichen nach Möglichkeit zu wirken. Selbstverständlich hat auch der deutsche Bauergarten im Lauf seiner langen Vergangenheit viele Veränderungen durchgemacht. Aber die bescheidene Schnelligkeit, mit der es geschah, und von der wir bereits sprachen, scheint bis heute die Erhaltung einer guten Überlieferung an vielen Orten ermöglicht zu haben. Die Leistungen unserer Zeit und die lauten Mittel ihrer Reklame könnten vielleicht bald stark genug werden, jener Überlieferung hie

und da ein gewaltsames Ende zu bereiten. Wenn es jenen Mitteln gelänge, eine immer höher steigende Zahl der alten Gartenpflanzen zu verdrängen, durch neue Einfuhr und fremdartige Schönheiten zu ersetzen und an die Stelle der uns allen wohlvertrauten Gewächse, deren Namen im Sprachgut unserer Heimat oft eine wahrhaft anmutvolle Rolle spielen, solche zu setzen, die Händler und Katalog nur mit den dröhnenden Phantasienamen neuer Sorten zu bezeichnen vermögen, so wäre viel verloren — selbst wenn die neuen Günstlinge noch so schöne und „dankbare“ Blüher wären. Es geht nicht an, den ländlichen Garten lediglich nach ästhetischen Gesichtspunkten zu werten wie den Kunstgarten. Seine Aufgabe, eine herzliche Verbundenheit des Menschen mit der ihn umgebenden Natur zu pflegen und solche Verbundenheit anmutig zum Ausdruck zu bringen, wird der Bauerngarten leichter und besser entsprechen, wenn er sich mit altvertrauten Pflanzenformen füllt und den Menschen mit ihnen umgibt, als wenn er der Mode dient und stets mit dem Neuesten und Letzten aufzuwarten versucht.

Anmerkungen.

¹⁾ Vgl. H. Sierp, Walahfried Strabos Gedicht über den Gartenbau = Die Kultur der Abtei Reichenau 2 (1925) 756 ff., ferner E. Darmstädter, Des Walahfrid von der Reichenau Hortulus. Gedichte über die Kräuter seines Klostersgartens vom Jahre 827 (= Münchener Beiträge zur Geschichte und Literatur der Naturwissenschaften und Medizin, Sonderheft 1, München 1926).

²⁾ Vgl. E. H. Meyer, Geschichte der Botanik 3 (1856) 517 ff.; Graf zu Solms-Laubach, Zierpflanzen (= Handwörterbuch der Botanik 10, 929 ff.).

³⁾ Vgl. z. B. A. Kerner, Die Flora der Bauergärten in Deutschland (= Verhandlungen der zool.-bot. Gesellschaft 5 (1855) 787 ff.).

⁴⁾ Einige Mitteilungen über badische Verhältnisse gibt E. Sehrle, Badische Volkskunde (1924) 139 ff.

⁵⁾ W. Pfaff, Unsere heimatischen Bauergärten, Fensterpflanzen und Dorfriedhöfe = Der Schler 8 (1927) 101 ff.

⁶⁾ Der Botanische Garten zu Gießen hat im Sommer 1927 mit der Anlage einiger kleinen „historischen“ Gärten begonnen, z. B. einem Gemüse- und Blumengärtchen der karolingischen Zeit, vgl. den Bericht in „Heimat im Bild“ (Gießener Anzeiger) 1927 Nr. 39. Weitere historische Gärten sollen, soweit es der verfügbare Raum gestattet, in den nächsten Jahren angelegt werden.

Gießener Promotionen.

Don Georg Lehner.

1. Levin Schücking und Ferdinand Freiligrath.

Unter den vielen Zeugnissen für die rege Teilnahme, die die Universität Gießen allen geistigen Strömungen in unserem Vaterland entgegengebracht hat, nehmen nicht den letzten Platz zwei Anträge auf Verleihung der philosophischen Doktorwürde an deutsche Dichter ein.

Am 9. April 1864 beantragte der damalige Professor der klassischen Philologie, Anton Lutterbeck¹⁾, seinen Landsmann und Freund Levin Schücking mit Bezug auf seine allgemein anerkannten literarischen Verdienste ehrenhalber zum Doktor der Philosophie zu promovieren. Als Begründung führt er nach einer kurzen Skizze von Schückings Lebensgang und einer Aufzählung seiner hauptsächlichsten Werke folgendes aus: „Welche Vorzüge diese Schriften Schückings haben und welche günstige Aufnahme ihnen in der deutschen, europäischen und amerikanischen Lesewelt zuteil ward, darf als bekannt vorausgesetzt werden; auch spricht sich darüber eine vor kurzem veröffentlichte buchhändlerische Anzeige aus, die Unterzeichneter glaubt, hier beilegen zu müssen²⁾, weil sie nur streng Wahres sagt, wie jeder weiß, der Schückings Bücher gelesen hat. Sein Hauptverdienst besteht in dem gemeinschaftlich mit einer Anzahl anderer deutscher Dichter aus jüngster Zeit nicht ohne Glück zur Ausführung gebrachten Unternehmen, einen guten deutschen Roman zu schaffen, und welche hohe Bedeutung dieser Zweig der Dichtung gegenwärtig hat, bedarf gewiß hier keines Nachweises. Was aber an Schücking vornehmlich gerühmt werden muß, das ist der hohe sittliche Ernst, womit er diese seine Aufgabe erfaßt hat, und wodurch er auch dem Roman eine weit würdigere Stellung zu geben gewußt hat, als derselbe früher — England ausgenommen — meistens hatte. Dazu kommt eine vortreffliche poetische Begabung, die mit höchster Sorgfalt von ihm ausgenutzt ist,

eine Kunstfertigkeit, die nur durch unausgesetzte Anstrengung ein solches Maß der Ausbildung zu gewinnen vermochte, eine Formvollendung und ein Stil, die mit zu dem Besten gehören, was die neuere deutsche Literatur aufzuweisen hat. Wenn in allen diesen Beziehungen Schücking unter seinen Mitbewerbern ohne Frage eine der hervorragendsten Stellungen einnimmt, so möchte er durch seine Kenntnis und Verwendung der Geschichte, insofern sich diese in dem Rahmen besonderer deutscher Stämme und Landschaften — namentlich der seines engeren Vaterlandes Westfalen — bewegt, durch seine scharfsinnige Beachtung aller Volkseigentümlichkeiten und Sitten und die Meisterschaft, womit er dieses Besondere doch wieder ins Allgemeine zu verflechten weiß, vielleicht geradezu der Erste unter ihnen sein. Damit aber haben seine Bücher, wie einen künstlerischen, so auch einen wissenschaftlichen, historischen und philosophischen Wert, welchen anzuerkennen die Universität als Pflegerin der Wissenschaft sich noch besonders veranlaßt sehen könnte, wenn nicht auch die Gesamtheit der Artes liberales — also vor allem die Poesie — in den Bereich dessen fiel, das sie anzuerkennen und zu ehren sich berufen sieht.“

Da es damals noch kein Ordinariat für deutsche Philologie gab (die 1851 errichtete außerordentliche Professur wurde erst 1867 in ein solches umgewandelt), so ernannte der damalige Dekan, der Neuphilolog Adrian die beiden Philosophen, Leopold Schmid und Gustav Schilling zu Referenten. Schmid aber lehnte, da er nicht Literarhistoriker sei³⁾, den Bericht ab, der nun dem Vertreter der klassischen Philologie, Ludwig Lange, übertragen wurde. Dieser ist der Ansicht, daß der Antrag eine doppelte Frage in sich schließe, nämlich erstens: ob Schücking an und für sich betrachtet einer solchen Ehre würdig sei, und zweitens: ob der gegenwärtige Zeitpunkt dafür angemessen sei. Dann fährt er fort: „Die erste Frage kann man, so viel ich sehe, nur unbedingt bejahen. Ich habe mich überzeugt, daß das, was der Antragsteller über Schückings Bestreben, einen echtdeutschen Roman zu schaffen, über den sittlichen Ernst, mit welchem er diese Aufgabe erfaßt hat, über seine poetische Begabung im allgemeinen und die Formvollendung seiner Darstellung, endlich über seine geschichtlichen Kenntnisse und seinen Scharfsinn in der Beobachtung der Eigentümlichkeiten des Volkes sagt, durchaus der Wahrheit entspricht und eher zu wenig als zu viel enthält. Alle diese Eigenschaften treten in den zwei Romanen, welche ich behufs der Bildung eines eigenen Urteils aufmerksam gelesen habe (Marketenderin von Köln, Paul Brackhorst)

ganz unverkennbar hervor, und man kann namentlich den Roman Paul Brackhorst als einen in jeder Beziehung vorzüglichen historischen Roman empfehlen. Als Beweis sehr ausgebreiteter historischer Arbeitskenntnisse können aber insbesondere Schückings Geneanomische Briefe (Frankfurt 1855) geltend gemacht werden, eine Schrift, in welcher Schücking die Tatsache, daß sich gewisse hervorragende Eigenschaften, wie musikalisches oder dichterisches Talent usw. innerhalb desselben Geschlechts durch mehrere Generationen hindurch anerben, durch eine Fülle von interessanten und, wie es scheint, wohlbeglaubigten geschichtlichen Einzelheiten erläutert. Ist auch die Idee, auf Grund solcher Tatsachen eine besondere Wissenschaft „Geneanomie“ zu gründen, schwerlich berechtigt, indem die Tatsachen, wie mir scheint, ihre wissenschaftliche Erklärung in der Physiologie und Psychologie werden suchen müssen, so ist doch jene Idee geistreich durchgeführt und zwar so, daß sie den Physiologen und Psychologen jedenfalls Stoff zum Denken gibt. Voll von spezialhistorischen Kenntnissen über die Geschichte Westphalens, der Heimat Schückings, sind auch die mir vorliegenden Reisebücher „Von Minden nach Köln“ (1856) und „Eine Eisenbahnfahrt durch Westphalen“ (1855); doch bin ich natürlich außer Stande, die Richtigkeit dieser sehr ins Spezielle gehenden geschichtlichen Notizen zu verbürgen. Ich kann nicht umhin, darauf aufmerksam zu machen, daß Rudolph Gottschall in seinem Werke: Die deutsche Nationalliteratur in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts Bd. 3, S. 588 ff. sehr anerkennend über Schückings literarische Verdienste urteilt. Er nennt ihn neben Gukow, Frentag und Pruz, und hebt hervor, daß Schückings auf dem provinziellen Hintergrunde Westphalens spielende Romane keineswegs in idyllischer Schilderung aufgehen, sondern daß er seine Darstellung der westphälischen Zustände durch weltgeschichtliche Kontraste hebe: „Der Tradition tritt die Emancipation gegenüber, welche in ihren verschiedensten Gestaltungen, in ihren gerechten Ansprüchen, Auswüchsen und Überspanntheiten die bewegende Seele, das treibende Motiv der Schückingschen Romane ist.“ Die zweite Frage würde man ebenso unbedingt bejahen können, wenn Schücking irgend ein Jubiläum feierte, oder wenn er auf unserer Landesuniversität seine Studien gemacht hätte. Letzteres ist nun allerdings nicht der Fall, indessen das erstere ist, insoweit davon bei einem Schriftsteller, der kein festes Amt hat, die Rede sein kann, allerdings der Fall. Es sind nämlich in diesem Jahre 25 Jahre her, daß Levin Schücking im Verein mit Freiligrath sein erstes Werk herausgab „Das malerische und romantische Westphalen“ (1839): Man kann

also wohl sagen, daß der jetzt fünfzigjährige Mann sein 25jähriges Schriftstellerjubiläum feiert.“ So stellt Lange den Antrag, den Dichter mit Bezug auf seine in 25jähriger schriftstellerischer Tätigkeit erworbenen Verdienste um die deutsche Literatur honoris causa zum Doctor der Philosophie zu promovieren. Der Korreferent tritt dem Antrag bei, ohne seinerseits etwas Neues zur Begründung hinzuzufügen. Da auch keines der anderen Fakultätsmitglieder gegen die Promotion etwas einzuwenden hatte, wurde diese am 25. Mai 1864 vollzogen. Die wohl auch von Lange herrührende Fassung der Begründung lautet: Qui per quinque lustra literis elegantioribus excolendis operam navavit assiduam et indefessam optimeque de fabula romanensi Germanorum moribus et ingeniis accommodanda meritus est.

Daraufhin ging von dem Geehrten folgendes Dankschreiben der Fakultät zu: „Einer hohen Facultät erlaube ich mir den tiefgefühltesten Dank gehorsamst auszusprechen, mit welchem mich die ausgezeichnete und nach ihrem ganzen Umfange von mir gewürdigte Ehre erfüllt hat, die es der hohen Facultät gefallen, mir so unerwartet zu erweisen. Ich bin tief durchdrungen von der Bedeutung, welche es hat, wenn eine so hochstehende gelehrte und strenge Wissenschaft vertretende Körperschaft die Bestrebungen eines Schriftstellers in dieser Weise begünstigt und ermutigt, der zunächst in den Kreisen jener „schönen Literatur“ steht, welche in unsrer Zeit nur zu oft und zu viel die Gesetze der künstlerischen Produktion und den Teil, den die Wissenschaft an jedem Werke der Fiction haben soll, verleugnet und vernachlässigt. Und so darf ich es weniger meinem schwachen Talente, als meinem ehrlichen Streben, jenen Gesetzen gerecht zu werden, das Maß und die Form heilig zu halten und vor allem der moralischen Verantwortlichkeit eingedenk zu bleiben, welche der Schriftsteller seiner Zeit gegenüber hat, zuschreiben, wenn die hohe Facultät mich einer Ehre würdig befunden, die mir nur der wirksamste Sporn sein kann, in solchem Streben zu beharren und es zu verdoppeln. Ich habe die Ehre, für immer vom tiefsten Dankgefühl erfüllt zu verharren Einer hohen Facultät gehorsamster Diener Dr. L. Schücking. Münster, 2. Juli 1864.“

Noch interessanter, weil bisher kaum bekannt, ist es, daß derselbe Lutterbeck 1873 in seinem Dekanatsjahr die Ehrenpromotion Ferdinand Freiligraths beantragt hat. Am 10. Mai dieses Jahres ließ er nämlich folgendes Schreiben ergehen: „Schon seit längerer Zeit haben verschiedene Mitglieder der philosophischen Facultät die Geneigtheit ausgesprochen, dem Dichter Ferdinand Freiligrath ähnlich wie früher

dessen Freund Levin Schücking einen Ausdruck ihrer Anerkennung und Verehrung zu geben. Im Einklang mit ihnen stelle ich nunmehr den Antrag, daß wir den Stiftungstag unserer Universität . . . dazu wählen, um demselben die philosophische Doctorwürde honoris causa zu erteilen. Ich ersuche die Herren Professoren Dr. Weigand⁴⁾ und Dr. Lemke⁵⁾ zuerst ihre Ansicht darüber auszusprechen, und dann die übrigen Herren, zu erklären, ob sie dem Antrage beistimmen.“ Daraufhin lieferte Weigand am 25. Mai folgenden Bericht: „Unter dem 25. Mai 1864 wurde dem Schriftsteller Levin Schücking von der hiesigen philosophischen Facultät die Würde eines Ehrendoctors verliehen, und nun wird, veranlaßt von mehreren Mitgliedern dieser Facultät, von seiner Spectabilität, dem Herrn Dekan, eine gleiche Verleihung an den Freund Levin Schückings, den Dichter Ferdinand Freiligrath, mit welchem jener gemeinschaftlich das gegenwärtig in zweiter umgearbeiteter Auflage erscheinende „Malerische und romantische Westfalen“ herausgegeben hat, beantragt. Wenn aber bei Levin Schücking auf Studienjahre zu München, Heidelberg und Göttingen, wo er sich der Rechtswissenschaft und Geschichte befließ, hingewiesen werden konnte, so ist dies bei Freiligrath nicht der Fall; denn dieser, den 17. Juni 1810 zu Detmold geboren, wo sein Vater Lehrer an der Bürgerschule war, besuchte zwar das dortige Gymnasium, gelangte jedoch nicht zum Besuche einer Universität, sondern widmete sich, da ihm, wie in einem Lebensabriß des Dichters angegeben wird, eine reiche Erbschaft von einem Oheim in Edinburg in Aussicht stand, dem Kaufmannsstande und hielt sich zuerst in Soest, dann als Commis in einem Wechselgeschäfte zu Amsterdam auf, worauf er 1837—1839 eine Stelle in einem Geschäfte zu Barmen bekleidete. Während dieser letzten Zeit, im Jahre 1838, erschienen zum erstenmal seine Gedichte, welche zum Teil vor nunmehr vierzig Jahren in westfälischen Blättern, im Morgenblatt und in dem Deutschen Musenalmanach von 1833 veröffentlicht und von Chamisso mit Anerkennung begrüßt worden waren, gesammelt, und der Beifall, mit welchem diese erste Gesamtausgabe aufgenommen wurde, veranlaßte ihn, die kaufmännische Laufbahn aufzugeben und der Dichtkunst zu leben, überhaupt als Schriftsteller tätig zu sein. Er wohnte längere Zeit in Darmstadt und zog dann, da er 1842 von dem Könige Friedrich Wilhelm IV. von Preußen einen Jahrgehalt erhielt, nach St. Goar. Auf diesen aber verzichtete er schon 1844 und lebte zunächst in der Schweiz, aus welcher er sich 1846 nach London begab. 1848 trat er an die Spitze der demokratischen Partei zu Düsseldorf und hielt sich seit 1849, da gegen ihn

politische Anklagen erhoben worden waren, als politischer Flüchtling wieder in London auf, von wo er später aufs neue nach Deutschland zurückkehrte. Wenn nun gleich seine in die Jahre politischer Aufregung fallenden politischen Gedichte von nicht erheblichem Werte sind, so nimmt er dagegen in jenen 1838 erschienenen Gedichten, von welchen 1869 die 25. Auflage ans Licht getreten, eine hervorragende und selbst eigentümliche Stellung ein. Überhaupt erscheint er hier ungleich bedeutender als sein Freund Levin Schücking in seinen Schöpfungen, was sich auch schon daraus ersehen läßt, daß einer der genauesten Kenner der deutschen Literatur, Professor Johann Wilhelm Schäfer zu Bremen, selbst in der 1870 erschienenen elften Auflage seines Grundrisses der Geschichte der deutschen Literatur S. 181 Freiligrath anführt und bündig bespricht, dagegen Levin Schücking in dem so sorgfältig gearbeiteten Buche nicht einmal nennt. Ebenso läßt diesen einer der anerkannt größten und gründlichsten Forscher unserer Literatur, Dilmar, völlig unerwähnt, was aber sagt er von Freiligrath, wie S. 570 der in dem gegenwärtigen Jahre erschienenen 15. Ausgabe seiner Geschichte der deutschen Nationalliteratur zu lesen ist: „Freiligrath, der Dichter der modernen Schilderung mit meist klarer und scharfer Anschaulichkeit, oft mit brennenden Farben, aber doch zu häufig in das Grelle und Bunte malend. Allerdings läßt sich ein mitunter hervortretendes Ringen, selbst Haschen nach Originalität und pikanter Darstellung nicht leugnen; aber in der durchdringenden Lebendigkeit seiner Poesie, dem Gestaltenden sowie der Glut und glänzenden Pracht in seiner Darstellung ist er wirklich eine originelle, fast einzig dastehende Erscheinung unter den deutschen Dichtern, zumal denen der jüngsten vier Jahrzehnte. Wenn sich auch Einwirkung der neufranzösischen Romantik nicht verkennen läßt, so zeigt sich doch in manchen seiner Gedichte das dem Deutschen eigene tiefe Gefühl, und es darf hier unter andern an ein meisterhaftes Iyrisch-episches erinnert werden, welches bei Gelegenheit einer in Gegend am Riesengebirge eingetretenen Hungersnot Zeitschriften von ihm brachten. Zugleich hat sich Freiligrath als feinführender und sprachgewandter Übersetzer erwiesen.“ Fasse ich das alles zusammen, so kann ich mich nur für den Antrag seiner Sectabilität, des Herrn Dekans aussprechen.“

Der Korreferent Lemcke macht dazu folgenden Zusatz: „Indem ich mich den Ausführungen des Herrn Referenten vollständig anschließe, habe ich von meinem Standpunkte aus nur hinzuzufügen, daß Ferdinand Freiligrath sich auch als ausgezeichnete Übersetzer aus den

neueren Sprachen bewährt hat. Seine Übersetzungen aus dem Englischen namentlich beweisen, abgesehen von der ihm als Originaldichter eigenen immensen Formgewandtheit, auch eine sehr gründliche Kenntnis des fremden Idioms; denn nur durch diese ist es ihm möglich geworden, die volle Wirkung des Originals in der Übertragung ungeschwächt zu erhalten, und es ist daher nur zu bedauern, daß er sich dem Übersetzungsfache nicht in größerem Umfange gewidmet hat. Schließlich glaube ich nicht unerwähnt lassen zu müssen, daß mir einige, wenngleich nur kurze in englischen Blättern, z. B. dem Athenaeum veröffentlichte Abhandlungen von Freiligrath bekannt geworden sind, welche eine nicht bloß ästhetische sondern auch wirklich wissenschaftliche Kenntnis der abendländischen Literatur beweisen. Ich stimme daher dem Antrage des Herrn Referenten aus voller Überzeugung bei."

Leider hat aber der Antrag, wohl infolge der früheren politischen Betätigung Freiligraths, nicht die erforderliche Mehrheit gefunden, denn Lutterbeck hat seinem Antrag die Notiz beigefügt: „In der Facultätsitzung vom 2. Juli wurde der Antrag zurückgenommen, weil sich eine Anzahl von drei bis vier Stimmen dagegen, also weniger als eine Dreiviertel-Majorität sich für den Antrag aussprach.“ Eigentümlich ist es, daß keiner der beiden Referenten Freiligraths vaterländischer Gedichte von 1870 gedenkt.

Anmerkungen.

¹⁾ Anton Lutterbeck, geboren am 23. April 1812 zu Averbek bei Münster in Westf., ao. Prof. der katholischen Theologie zu Gießen seit dem 14. April 1842, Ordinarius seit dem 29. März 1844. Nach der Lahmlegung der Katholisch-theologischen Fakultät infolge der Eröffnung des Mainzer Priesterseminars durch Bischof von Ketteler im Jahr 1849 hielt er von 1851 ab philosophische Vorlesungen, wurde 1853 ordentlicher Honorarprofessor in der philosophischen Fakultät und am 30. Juni 1859 Ordinarius für klassische Philologie. Er starb am 30. Dezember 1882. Vgl. Allgemeine deutsche Biographie Bd. 19, S. 707; Jahresberichte über die Fortschritte der klassischen Altertumswissenschaft Bd. 37, S. 35.

²⁾ Aus ihr sei, da jetzt wohl sonst verschollen, die Beurteilung von Schückings Kunst hier angeführt: Den weitesten Kreisen dürfen in der That die Romane und Erzählungen Schückings als eine nicht nur fesselnde, sondern als eine Gemüt und Geist anregende gedankenreiche und von edler und reiner Lebensanschauung getragene Lektüre empfohlen werden. Die Kritik hat diese Vorzüge unsers Autors seit Jahren anerkannt. Sie hat namentlich das warme, deutsch-patriotische Gefühl, welches in seinen Schriften herrscht, und deren sittliche Reinheit, die sie für jeden Familienkreis empfehlenswert macht, hervorgehoben. In einem Aufsatz

im 9. Bande der „Gegenwart“ heißt es über ihn unter anderm: „Ein Autor, dessen Werke ebenso viel Plastik wie harmonischen künstlerischen Guß bekunden, der durch Maß und Taht und Eleganz der Form ebenso wie durch den geistigen, wichtige Lebensfragen der Gegenwart behandelnden Inhalt für sich einnimmt.“ In energischem Fortschritt der Entwicklung gewann Schücking eine immer höhere Meisterschaft der Form, eine immer größere Vertiefung und Kraft der Charakteristik. Stets aber ist ihm die Gabe der spannenden Erzählung und der lebenswahren Schilderung eigen gewesen, deren Virtuosität nirgends bedeutender hervortritt, als wenn er sich auf dem Boden seiner engeren Heimat Westfalen bewegt. Levin Schücking ist der Walter Scott jenes eigentümlichen Westfalenslandes, dessen äußere Besonderheiten und landschaftliche Physiognomie, dessen Sitten und Sagen, Bräuche und Traditionen der Beschreiber und Schilderer schon viele gefunden haben, während es Schücking aufbewahrt blieb, aus diesen Zuständen das Fazit des Dichters zu ziehen; die Darstellung, wie diese Eigentümlichkeiten, diese Besonderheiten in den Sitten und dem Charakter des Stammes auf den einzelnen und seine Verhältnisse wirken, welche Konflikte sie in der Familie hervorrufen, zu welcher innern Entwicklung und zu welchen äußern Schicksalen des Individuums sie Anlaß geben.

3) Auch Leopold Schmid war von Haus aus katholischer Theolog, seit dem 12. März 1839 ordentlicher Professor in Gießen, bereits seit Juli 1842 hielt er daneben philosophische Vorlesungen, seit dem 16. Februar 1850 ordentlicher Professor der Philosophie, gestorben am 20. Dezember 1869; vgl. Allgemeine Deutsche Biographie Bd. 31, S. 688. Hessische Biographien Bd. 1, S. 85.

4) Karl Weigand, geb. am 18. November 1804, seit dem 11. April 1849 Vertreter des Deutschen an der Ludoviciana, zuerst als Privatdozent, seit 12. Dezember 1851 als außerordentlicher, seit 28. September 1867 als ordentlicher Professor, gestorben am 30. Juni 1878.

5) Ludwig Lemme, geboren am 25. Dezember 1816, seit dem 19. Oktober 1867 Professor der neueren Sprachen in Gießen, gestorben am 21. September 1884; vgl. Hessische Biographien Bd. 2, S. 193.

Bruder Studio.

Von Alfred Göze.

Die Sprachforscher haben ein Recht, mißtrauisch zu sein, wenn ein Wort auf einen bestimmten Vorfall zurückgeführt wird, wenn man z. B. zur Erklärung des Wortes *Pumpernickel* die Geschichte von dem reisenden Franzosen erzählt, dessen Pferd *Nicol* hieß und der, als ihm zum erstenmal das westfälische Schwarzbrot vorgesetzt wurde, erklärte, das sei höchstens *bon pour Nicol*. Wo man solche Erzählungen nachprüft, da sind sie regelmäßig jünger als die Wörter, die sie erklären sollen. Sie erweisen sich als ätiologische Sagen: das unerklärte Wort hat eine Sage als *αἰτιον* hervorgerufen. Bei der Größe der Sprachgemeinde, die sich unseres Deutsch bedient, ist es nur ausnahmsweise möglich, daß ein solcher einmaliger Vorfall die Bildung eines Wortes oder einer Redewendung nach sich zieht. Anders kann es in Sondersprachen mit einem örtlich und gesellschaftlich begrenzten Kreis von Sprachgenossen sein, z. B. gehen in unserer Studentensprache bestimmte Ausdrücke auf ein greifbares, einmaliges Erlebnis zurück. So hieß in Leipzig in den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts jedes studentische Stelldichein eine *Kiste*. Ein *Arione*, den seine Verbindungsbrüder zur Kneipe abholen wollten, hatte sich entschuldigt: er könne nicht mitkommen, weil er am Abend eine Kiste öffnen müsse, die er von daheim bekommen habe. Die Freunde trafen ihn abends beim Stelldichein mit einem Mädchen, und aus dem Gelächter über die mißlungene Ausrede erwuchs das Scherzwort und wurde fest. In diesem Fall konnten bis vor kurzem die Zeugen befragt werden, die den Ursprung des Studentenworts miterlebt hatten.

In alten Zeiten gleiten solche Vorgänge allzuleicht ins Gebiet der Legende; die Nachprüfung ist erschwert, und es gilt die Gelegenheit wahrzunehmen, wenn sie einmal gegeben ist. Sie ist's im Fall des *Bruder Studio*. Die Hilfsmittel¹⁾ führen den beliebten Ausdruck ein-

hellig auf einen Vorgang in Jena 1552 zurück und berufen sich auf Professor Schmeitzel, der in den Wöchentlichen Hallischen Anzeigen 1746 S. 171 berichtet: „Bei seiner Ankunft zu Jena kehrte Johann Friedrich zu Sachsen in dem nahstehenden Gasthof, der schwarze Bär genannt, ein. Alles lief zu und wollte den Kurfürst sehen und das in sonderheit auch die junge Studenten. Da aber diese gar zu häufig, auch wohl gewöhnlicher maachen mit Ungestüm sich zudringen mochten, so meineten die Bedienten nöthig zu sein selbige zurück zu treiben. Allein der gar sehr gnädige Herr war damit nicht zufrieden, sondern redete aus der Kutsche mit gar gnädiger und lächelnder Miene heraus und sprach: Laßt sie gehn, das ist der Bruder Studium. Welche Begebenheit sodann eine Gelegenheit geworden die Studenten den Bruder Studium zu nennen bis auf diese Stunde noch. Es ist unrichtig, wenn man Bruder Studio redet und schreibt.“ Schmeitzel bezeugt zunächst nur, was er bekämpft: in Halle hießen die Studenten 1746 Bruder Studio. Für seine Schilderung des Vorgangs von 1552 müssen wir uns nach älteren Zeugen umsehen, die es zum Glück gibt. Hauptzeuge für die Vorgänge in Jena bei Johann Friedrichs Heimkehr aus der kaiserlichen Gefangenschaft ist²⁾ Fr. Hortleder, Handlungen und Ausschreiben von den Ursachen des deutschen Kriegs. Die Ausgabe von Frankfurt 1618 enthält unser Wort noch nicht, dagegen fügt die von 1645 in Teil 2, 964 den Bericht eines mit Namen nicht genannten Jenaer Professors ein, der als Augenzeuge seine Eindrücke vom 24. September 1552 gleich nachher niedergeschrieben hat. Hier heißt es im deutschen Text: „Da nun der Churfürst gefahren kam, vnd so ein schöne Anzahl Studenten sahe, wandte er sich vffm Wagen zum alten Lucas Mahler von Wittenbergk, vnd zu seinem ältisten Sohne, die mit auff der Kuchschen waren, vnd sagte lächelnde zu ihnen: Das ist Bruder Studium.“ Der danebenstehende lateinische Text entspricht in der Sache vollkommen. Wir dürfen diesem Zeugen glauben, daß das Wort in Jena 1552 in dieser Form gefallen ist. Er behauptet nicht, damit den Ursprung des Ausdrucks zu schildern. Daß das Schmeitzel im vorletzten Satz seines Berichts zu tun scheint, mußte dessen Glaubwürdigkeit beeinträchtigen, denn tatsächlich ist das Wort um mehr als 23 Jahre älter.

Am Gründonnerstag 1529, der auf den 25. März fiel, predigte Luther über das Abendmahl und verweilte bei 1. Kor. 11, 25: „Solches tut, so oft ihrs trinket, zu meinem Gedächtnis.“ Er legte dar, daß die Christen mit diesem „so oft“ zwar nicht an bestimmte Fristen gebunden

seien, wie die Juden an ihr Passah, daß aber die Pflicht darin enthalten sei, oft zum Abendmahl zu gehen, nicht etwa nur aller sechs Jahre einmal. Das gelte nicht nur für die Laien, sondern auch für die Gelehrten und die es werden wollten: „non solum laicis, sed bruder studium, magistris etc.“ In Rörers Nachschrift enthält die Weimariſche Lutherausgabe 29, 206, 12 damit den bisher früheſten Beleg für den Ausdruck, dem Luther weiterhin treu bleibt. Zunächst wiederholt er ſich in Rörers Nachſchrift von Luthers Predigt vom 6. Juni 1535, Weim. Ausg. 41, 297, 25: „Es iſt diſ exempel (vom reichen Mann, Luk. 16, 20) nicht umb ſonſt hie her geſeht, das die reichen ſich fürſehen, das der geiſ nicht durch opes einreiſſe, ſicut videmus, ſchinden und ſchaben kunnen ſie wol, wie wol es am meiſten uber bruder studium und uns pfaffen gehet.“ Zweimal kehrt der Ausdruck wieder in Luthers „Vermahnung an Univerſität, Rat und Bürgerſchaft zu Wittenberg“ von Ende Februar 1542, Weim. Ausg. 53, 212, 19 ff.³⁾: „Mein Bruder Studium bitte ich armer alter Prediger auch umb Gottes willen, wolten ſich ſtill, züchtig und ehrlich halten. . . Ah mein Bruder Studium, ſchone mein und laſſe es ja dahin nicht komen, das ich müſſe ſchreien, wie S. Polycarpus: Ah Gott, warumb haſtu mich das erleben laſſen?“

Vor Luther 1529 fehlt auch die leiſeſte Spur unſeres Worts, inſondere deutet keinerlei Anzeichen darauf, Luther könnte den Ausdruck ſchon aus Erfurt mit nach Wittenberg gebracht haben. Wir müſſen vielmehr Wittenberg als Heimat des Bruder Studium anſehen. Es leuchtet ein, daß das Wort Bruder der Auguſtiner-Univerſität Wittenberg beſſer angemefſen iſt, als der freien humaniſtiſchen Hochſchule zu Erfurt. Studium für „Geſamtheit der Studenten“ entſpricht dem ſpätmittelalterlichen Gebrauch dieſes Worts, der landſchaftlich weithin fortlebt⁴⁾. Bruder Studium aber findet im Deutſch der Reſormationszeit ſein Vorbild in dem ſeit 1513 bezeugten Bruder Veit für „Landsknecht“. Dieſen Ausdruck hat Luther gekannt und gebraucht⁵⁾. Da für Bruder Studium jedes Zeugnis vor Luther 1529 fehlt, nehmen wir an, Luther ſelbſt, der wichtigſte Urheber geflügelter Worte zu ſeiner Zeit⁶⁾, habe damit unſere älteſte Studentensprache entſcheidend bereichert, wie er fünf Jahre vorher die nahe vergleichbare Formel Herr Omnes geprägt hatte. Denn dieſer von den Wörterbüchern ſtiefmütterlich bedachte Ausdruck ſteht zuerſt in zwei Röreriſchen Nachſchriften von Predigten Luthers, zuerſt in der vom 11. Dezember 1524, Weim. Ausg. 15, 776, 9: „Her omnes, id eſt totus mundus“, danach in der vom 30. März 1529, Weim. Ausg. 29, 317, 11: „Non eſt praedicatio pro

her omnes“. Dann erst folgt der Beleg aus Sebastian Francks Weltbuch (Tübingen 1534) 38 b, den das Deutsche Wörterbuch 7, 1288 als ältesten bucht und von dem Hermann Fischer, Schwäb. Wb. 5, 60 sehr mit Recht vermutet, er sei von Luther beeinflusst. Auf die Verwandtschaft in Bildungsweise und Inhalt der beiden Formeln braucht nur eben hingewiesen zu werden.

Bruder Studium darf nach alledem als geflügeltes Wort Luthers gelten, Wittenberg als seine Heimat, der März 1529 als ungefähre Entstehungszeit. Nach Jena, der studentischen Hauptstadt des alten Reichs, ist das Wort durch den eindrucksvollen Vorgang vom 24. September 1552 gelangt. Hier hält sich mit dem Andenken Hanfrieds auch die Erinnerung an seine Fröhliche Wiederkunft — das thüringische Jagdschloß hat gleichfalls seinen damals erworbenen Namen behalten — und wird 1678 neu erzählt von Caspar Sagittarius, *Historia Joannis Friderici I.* § 25 S. 64: „Coronam studiosorum blandius contuens, subridenti vultu ad Johannem Fridericum filium et Lucam Kranachium, pictorem celebrem se convertens dixit: das ist Bruder Studium.“

Auch nach Breslau ist der Ausdruck nachweisbar von Wittenberg gelangt. Im Jahr 1570 verfaßt Petrus Vincentius die grundlegende Breslauer Schulordnung. Darin heißt es⁷⁾: „Es sol die Studirende Jugend auch nicht gedencken, oder sich einbilden, als solle... man alles, was zu lesen... inn den Schulen hören, welchs vnmüglich ist: Sondern in Schulen... gibt man die anweisung, wie darnach Bruder studium bey sich selbs daheim auch lesen, studiren, repetiren, vnd sich in allem... vben solle“. Der Schulmann, der übrigens allein damit bleibt, daß er den akademischen Ausdruck auf seine Primaner überträgt, ist in Breslau 1519 geboren, hat seit 1538 bei Luther und Melanchthon in Wittenberg studiert und ist dort von 1557 bis 1565 Professor gewesen⁸⁾. Seine Ausdrucksweise kann, außer für die Ausstrahlung von Wittenberg aus, als Zeugnis dafür dienen, daß der akademische Gebrauch des Worts in Breslau 1570 noch fehlte.

Damit ist die Wortgeschichte von Bruder Studium zu Ende. Noch zwei Belebungsversuche sind an ihm unternommen worden, der oben erwähnte von Schmeißel in Halle 1746, und ebendort kurz nach 1790 ein ebenso vergeblicher von Lauckhardt. Denn von ihm stammt nach Wh. Fabricius⁹⁾ die altertümelnde *Oratio archaeologica sacrobursi-cosa pro gradu Doctoris Quomodonis*, die durchweg vom Bruder Studium spricht, während sonst Bruder Studio Lauckhards Form ist,

f. Leben 1 (1792) 94. Nicht zufällig ist es die Nachfolgerin von Wittenberg, die diese Versuche sieht, zum unveränderten Lutherwort zurückzukehren. Sie konnten nicht durchdringen, weil seit Anfang des 18. Jahrhunderts ein anderer Sprachgebrauch fest geworden war. Bruder Studeo ist nach Fabricius a. a. O. der stehende Ausdruck bei Löber, Der vernünftige Student (1723), und S. Kluge, Stud.-Spr. 85 bringt ein gleichlautendes Zeugnis aus der Flugschrift „Zwen im Coffee-Lande herumschweifende Avanturiers“ (1744) bei. Frühe Zeugen der studentischen eo-Sprache sind das nicht, denn die tritt nicht vor Gründung der Neo-Marchia in Berlin 1813 auf¹⁰), vielmehr ist Studeo zu beurteilen, wie die von Otto Behaghel¹¹) ins rechte Licht gerückten übernahmen Trauminit, Meinetwegen, Jasomirgott, Habenichts und Binnichts: wer von sich sagt: „studeo“ wird zum Bruder Studeo. Durch lässige Aussprache ist daraus der Bruder Studio geworden, der sich seit Anfang des 18. Jahrhunderts durchsetzt. Der erste Beleg liegt zufällig etwas vor dem ältesten Bruder Studeo und scheint nach Altdorf zu gehören. Dort hat der Nürnberger Johann Leonhard Rost (1688—1727) zuerst studiert, der unter dem Decknamen Meletaon in seinem „Schauplatz“ 1, 431 und 2, 200 (Nürnberg 1711) den Bruder Studio in die deutsche Literatur einführt¹²). Für Jena bringt ihn zuerst Albert Gombert¹³) aus der letzten Lebenszeit Johann Christian Günthers († 1723) bei, während sich ein Zeugnis von 1745 aus den „Auff der Extra-Post eingelauffenen Nachrichten“ S. 11 örtlich nicht bestimmen läßt¹⁴). Noch im 18. Jahrhundert bürgert sich Bruder Studio in Halle ein: außer Schmeißel 1746 bezeugt ihn das Briefbuch „Karl Gutmann in Halle“ (1786) S. 63. Im 19. Jahrhundert behauptet sich das Wort an den alten Orten und tritt neu zunächst in Leipzig, Breslau und München auf. Einige studentensprachliche Zeugnisse mögen der Zeitfolge nach hier Platz finden¹⁵): Das Leben auf Universitäten oder Darstellung aller Sitten und Gebräuche der Studenten (Sondershausen 1822); Schuchardt, Studentikoses Conversationslexicon (Leipzig 1825) 68; „man war, wie der Bruder Studio zu sagen pflegt, kreuzfidel“ C. C. Werther, Klein-Deutschland oder Magnus XCIX. von Thoren 1 (1861) 164. Studentensprachlich wird die Kürzung zu bloßem Studio seit 1831 bezeugt: „Für Student sagt der Bursch immer Studio“ C. B. von Rag . . . η (Leipzig 1831) S. 87; entsprechend J. Vollmann (d. i. Johann Gräßli), Burschicoses Wörterbuch (Ragaz 1846) S. 82. 434. 437; Die deutsche Burschensprache. Ein studentikoses Hand- und Taschen-Wörterbuch (Breslau 1862) S. 49. Der Plural heißt die Studios in der von

Sr. Jenßen herausgegebenen Sammlung „Burschen 'raus. Studenten-Geschichten aus alter und neuer Zeit“ (Leipzig 1848) S. 27 u. ö. Dichterisch beschwingt wird die Kürzung durch den Eingang des Urbummellieds:

Studio auf einer Reij',

zuerst in Erlangen 1852. Im ganzen hat aber den Dichtern die volle Form besser Genüge getan. Ein Bruder Studio ist in Breslau 1826 zuerst auf die Bühne gelangt in Karl Holsteis „Kalkbrenner“, Jahrb. D. Bühnenspiele 7, 36, und zur Breslauer Schillerfeier 1837 erinnert Heinrich Hoffmann von Fallersleben daran, wie in Lauchstädt 1804 unter dem jubelnden Beifall der hallischen Studenten Schillers Räuber gespielt wurden:

Der Vorhang fällt, das Stück ist aus;
Zufrieden geht das Publicum nach Haus.
Nur Bruder Studio ist so erfreut,
Daß er gar manche Räuberscen' erneut —

so heißt der Vers in den Unpolitischen Liedern 1 (1840) 186. Daraus geht dort S. 19 das Wort:

Bald auch hing man an den Pflock
Hie und da den deutschen Rock;
Nur der Bruder Studio
Machte noch damit halloh.

Anmerkungen.

¹⁾ Als das wichtigste sei hier Friedrich Kluge, Deutsche Studentensprache (Straßburg 1895) S. 85 genannt.

²⁾ Nach Georg Menß, Johann Friedrich der Großmütige 3 (1908) 327.

³⁾ Von da allein bei Georg Büchmann, Geflügelte Worte, 25. Auflage (Berlin 1912) 492.

⁴⁾ Leger 2, 1263; Schmeller 2, 734; H. Fischer 5, 1903.

⁵⁾ Je ein Beleg von 1529 und 1541 bei Ph. Dieß, Wb. zu Luthers Deutschen Schriften 1 (1870) 350. Zuerst ist Bruder Veit nachzuweisen im Eingang des Lieds „Gott grüß dich, Bruder Veite“, das ein Schweizer Reisläufer 1513 gegen die Landsknechte gerichtet hat. Das Lied selbst ist verloren, der Eingang ist 1515 aufgenommen in die Entgegnung „Lied von den Schweizern“ bei Liliencron, Histor. Volkslieder 3 (1867) 171 f.

- 6) Büchmann a. a. O. 96—100 und 570.
- 7) Reinhold Dormbaum, Evang. Schulordn. 1 (1860) 201. Von da bei Solmu
Njström, Die deutsche Schulterminologie (1915) 211.
- 8) Allg. deutsche Biogr. 39 (1895) 735.
- 9) Zs. f. d. Wortf. 3 (1902) 93.
- 10) das. 95; Kluge 62.
- 11) Neuphilol. Mitteilungen 25 (1924) 133 f.
- 12) Zs. f. d. Wortf. 12, 274.
- 13) Bemerkungen und Ergänzungen zu Weigands Deutschem Wb. 3 (1878) 6.
- 14) S. Kleemann Zs. f. d. Wortf. 1, 40.
- 15) Herrn Kollegen Otto Basler bin ich hier für freundliche Hilfe herzlich
dankbar.

Professoren und Studenten der Ludoviciana in der Universitätsstatistik.

Don Heinrich Apfelstedt.

(Hierzu Tabelle 1 bis 5 und Kurventafel I bis III.)

Die folgenden statistischen Angaben über die Zahl der Forschenden, Lehrenden und Lernenden unserer Ludwigs-Universität sollen keineswegs die kulturelle Bedeutung dieser Bildungsanstalt erkennen lassen. Dazu reicht eine rein zahlenmäßige Erfassung der Personalien nicht aus. Wohl aber vermag das Zahlen- und Tabellenwerk ein Bild des äußerlichen, wirtschaftlichen Aufbaus und der sachlichen Bewegungen zu geben und so als Grundlegung einer geschichtlichen Erkenntnis zu dienen. Mit den Mitteln der vergleichenden Statistik könnte z. B. gezeigt werden, welche wirtschaftliche Bedeutung unserer Landesuniversität innerhalb der Gesamtzahl der deutschen Hochschulen beizumessen ist, ob die Besetzung der Lehrstühle mit besonders hervorragenden Lehrern wesentlichen Einfluß auf den Besuch hatte, oder welche Wirkung Not- und Kriegszeiten auf die hessische Landesuniversität gegenüber anderen hohen Schulen ausübten, — wenn nicht die Universitätsstatistik heute noch jede Gleichförmigkeit der Erfassung vermissen ließe. Dreßke¹⁾ fordert mit Recht, „daß die Universitäten in Anerkennung der Bedeutung der Universitätsstatistik sich auf ein allgemein anerkanntes gleichmäßiges System der Führung ihrer Statistik einigen sollten“.

Seit der Gründung der Universität Gießen im Jahr 1607 dürften in den ersten drei Jahrhunderten ihres Bestehens insgesamt etwa 461 Dozenten hier unterrichtet haben. Gießen, von Anfang an als Volluniversität gedacht, hat sich — bis auf eine Krisenzeit zwischen 1625 und 1650, in der sie infolge dynastischer Auseinandersetzungen nach Marburg verlegt war — als solche bis heute nicht nur erhalten, sondern ihren Platz innerhalb von Gründungen ähnlicher Art aus

jener Zeit glänzend behauptet. Den früher üblichen vier Fakultäten war von 1830 bis 1851 neben der evangelisch-theologischen eine katholisch-theologische Fakultät zugeordnet. Die von dem Kameralisten Joh. Aug. Schlettwein 1777 gegründete „Ökonomische Fakultät“ ging zwar 1785 wieder ein, ihre Lehrfächer wurden jedoch der philosophischen Fakultät angegliedert. Von 1837 bis 1875 konnte man technische Wissenschaften in ganz Deutschland nur an der Gießener Alma mater studieren und mit technischen Hauptfächern nur hier den philosophischen Doktorgrad erwerben. Das Gleiche gilt lange Zeit hindurch für das Studium der Tierheilkunde. Seit 1829 pflegt das Forstinstitut die Lehre von Wald und Hege. Allenthalben wurden und werden dem Fortschritt der Wissenschaft und ihrer Spezialisierung entsprechend neue Lehrstühle eingerichtet: mit Zug und Recht kann die Ludoviciana den Namen Universitas literarum beanspruchen. Nicht zuletzt ist diese Blüte dem unermüdlichen Eifer der Lehrkräfte zu danken, die stets Mittel und Wege fanden, die Landesuniversität nicht nur in Zeiten der Daseinskämpfe zu erhalten, sondern ihr Ansehen stets zu mehren und ihren guten Namen zu verbreiten.

Für 1650 läßt sich die Zahl der Dozenten mit 12 angeben, für 1927 mit 165. Dem entspricht ein Besuch von 162 Studenten im Jahr 1650 und von 1459 im S. S. 1927. In fast drei Jahrhunderten wuchs also der akademische Lehrkörper auf beinahe das 14fache, während sich die Besuchsziffer von 1650 im gleichen Zeitraum nahezu verneunfacht hat. Bis zum Jahr 1700 hatten in Deutschland nur Jena, Wien, Helmstedt und Leipzig eine größere Zahl von Lehrern als Gießen. Nach Dreßke geben wir folgende Übersicht bis 1899:

Tabelle 1. Die Zahl der Professoren in Gießen.

Jahr	Theologen	Juristen	Mediziner	Philosophen	Summe	Studenten auf 1 Prof.
1650 a)	3	4	2	3 a)	12	14
1663 a)	4	5	3	7 a)	19	10
1688 a)	3	5	3	6 a)	17	12
1699 a)	3	5	5	8 a)	21	10
1758 a)	2	3	2	6 a)	13	10
1796 a)	3	4	4	8 a)	19	6
1823	6	8 b)	6	19 c)	39	8
1850	5 (u. 4 kath.)	10 d)	12 e)	33 f)	60	8
1870	5 g)	6 h)	15 i)	29 k)	55	5
1899	6	8 l)	23 m)	37 n)	74	11

- a) Eulenburg, Die Frequenz der deutschen Universitäten, S. 318 u. 319. Die Zahlen von 1650 bis 1796 gelten nur für die ord. Professoren.
- b) Einschließlich 3 Privatdozenten
- c) " 4 " und 1 Universitäts-Musikdirektor.
- d) Darunter 4 Privatdozenten.
- e) " 1 Honorar-Prof. und 2 Privatdozenten.
- f) " 2 " " " 3 " u. 1 Univ.-Musikdirektor.
- g) " 1 Privatdoz.
- h) " 2 "
- i) " 3 " und 1 zweiter Lehrer der Tierheilkunde.
- k) " 2 " und 1 ord. Honorar-Prof. und 1 zweiter Lehrer der Forstwissenschaft.
- l) " 1 "
- m) " 2 "
- n) " 7 "

Tabelle 2 setzt die Übersicht, feiner gegliedert und in semestraler Zählung, bis zum S. S. 1927 fort, Kurventafel I zeigt dieselbe Übersicht anschaulich, jedoch ohne die Gliederung nach Fakultäten. Vom Jahre 1800 bis zur nächsten Jahrhundertwende stieg die Summe der Dozenten um das zweieinhalbfache; seit 1900 dagegen wurde sie in beinahe stetiger Kurve bereits mehr als verdoppelt. Deutlich läßt Kurventafel I erkennen, daß das Ansteigen der Kurve vor allem durch die wachsenden Summen der Extraordinarien und Privatdozenten (je um das dreifache!) bewirkt ist, während die Ordinarien nur wenig vermehrt wurden. Ein Vergleich des Anteils der verschiedenen Dozentenarten an der Gesamtanzahl aller akademischen Lehrer S. S. 1900 und S. S. 1927 läßt zugleich ein ungeheures Mißverhältnis erkennen:

Tabelle 2.

	Ordinarien	Extraordinarien	Privatdozenten	Lehrbeauftragte u. Lektoren
S. S. 1900	64%	18,67%	16%	1,38%
S. S. 1927	39,39%	27,27%	21,82%	11,52%

In Tabelle 1 findet man endlich leicht die Fakultäten, denen die Mehrung der Dozentenanzahl zuzurechnen ist. Das theologische und das juristische Kollegium sind fast gleich geblieben. In der medizinischen Fakultät beträgt die Steigerung 128,5 Prozent, in der philosophischen 48,65 Prozent. Ab S. S. 1922 mußte die philosophische Fakultät geteilt werden, da die Dekanatsgeschäfte in der bisherigen Form nicht mehr

bewältigt werden konnten. Heute würde sich wiederum eine Teilung empfehlen. Es dürfte an der Zeit sein, der „Ökonomischen Fakultät“ Schlettweins zu neuem Leben zu verhelfen. Mit 37 Ordinarien und 93 Dozenten überhaupt ist die philosophische Fakultät, was die Dozentenzahl anbetrifft, die größte, zumal sie auch hinsichtlich der Gesamtfrequenz mit 34,28 Prozent aller immatrikulierten Studierenden die erste Stelle einnimmt. Das erstaunliche Wachstum der medizinischen Dozentenzahl ist durch die Verdreifachung der Extraordinarien und die Verfünffachung der Privatdozenten zu erklären. Die veterinärmedizinische Fakultät (der Vereinfachung halber in Tabelle 1 und 3 mit der medizinischen zusammengefaßt) hat heute fünf Ordinarien, zwei Privatdozenten und zwei Lehrbeauftragte, so daß die große Anzahl der Extraordinarien nur in der medizinischen Fakultät zu suchen ist. Darin stehen den 13 Ordinarien nicht weniger als 14 Extraordinarien (darunter ein Honorarordinarius) gegenüber. In beiden Abteilungen der philosophischen Fakultät zusammen zählt man 37 Ordinarien gegenüber 29 Extraordinarien (davon zwei Honorarordinarien), in der juristischen fünf gegen null, in der theologischen fünf gegen zwei (davon ein Honorarordinarius). Der Grund der Dozentenvermehrung in der medizinischen wie in der philosophischen Fakultät dürfte in der immer weiter gehenden Spezialisierung der medizinischen wie der philosophischen, naturwissenschaftlichen und wirtschaftswissenschaftlichen Fächer und der damit notwendig gewordenen speziellen Lehraufträge erkannt werden. Für die bisher verhältnismäßig starre juristische Fakultät läßt sich eine ähnliche Entwicklung voraussagen. Auch hier wird die wissenschaftliche Spezialisierung eine Vermehrung der Lehrkräfte heraufführen. Diese Vorhersage wird notwendig programmatisch, wenn man das Verhältnis der Dozentenzahl zu der der Studierenden auf Tabelle 3 betrachtet.

Tabelle 3.

Es entfielen Studenten auf

Sommer-Semester	Theol. Fakultät		Jurist. Fakultät		Med. und Vet.-Med. Fakultät	
	Ordin.	Extraord.	Ordin.	Extraord.	Ordin.	Extraord.
1900	13,60	34,00	38,00	95,00	18,50	51,80
1905	12,00	36,00	32,80	54,34	22,92	42,57
1910	15,00	75,00	30,00	150,00	26,21	30,78
1915	24,20	60,50	23,60	118,00	26,00	43,10
1920	29,00	58,00	50,00	250,00	50,40	54,00
1925	7,40	18,50	68,60	343,00	16,06	17,13
1927	11,80	29,50	66,20	331,00	12,23	15,64

Deutlich läßt sich die Überlastung der juristischen Ordinarien erkennen: während der Anteil eines Dozenten an der Zahl der Studierenden für S. S. 1927 allgemein 8,84 betrug, entfielen im gleichen Semester in der juristischen Fakultät auf einen Dozenten 30,1 Studierende, auf einen juristischen Ordinarius sogar 66,2 (gegenüber ein Ordinarius allgemein mit 22,29 Studenten). Auf die praktische Auswirkung dieser Überlastung im juristischen Lehrbetrieb darf hier nicht eingegangen werden. Wohl aber darf bemerkt werden, daß (wie in der philosophischen und medizinischen) auch in der juristischen Fakultät eine der wachsenden Studentenzahl entsprechende Erweiterung des Dozentenkollegiums, insbesondere der Ordinariate, erwartet werden muß.

Die Zahl der in Gießen immatrikulierten Studierenden wird für die ersten drei Jahrhunderte in fünfjährigen Durchschnitten gezeigt:

Tabelle 4.

Jahrhüft	Zahl der Immatr.	Jahrhüft	Zahl der Immatr.	Jahrhüft	Zahl der Immatr.
1631—35	(72 a)	1721—25	240	1811—15	196
1636—40	(44 a)	1726—30	161	1816—20	252
1641—45	(40 a)	1731—35	202	1821—25	310
1646—50	(54 a)	1736—40	143	1826—30	441
1651—55	162	1741—45	143	1831—35	385
1656—60	194	1746—50	152	1836—40	348
1661—65	194	1751—55	139	1841—45	465
1666—70	176	1756—60	139	1846—50	506
1671—75	116	1761—65	114	1851—55	394
1676—80	126	1766—70	141	1856—60	360
1681—85	174	1771—75	176	1861—65	368
1686—90	208	1776—80	198	1866—70	327
1691—95	172	1781—85	198	1871—75	297
1696—1700	208	1786—90	174	1876—80	340
1701—05	297	1791—95	140	1881—85	463
1706—10	271	1796—1800	98	1886—90	542
1711—15	266	1801—05	192	1891—95	548
1716—20	213	1806—10	176	1896—1900	706

a) Eingekl. Zahlen gelten für die Zeit der Verlegung der Universität nach Marburg.

1 Ordinarius, 1 Extraordinarius, 1 Dozenten überhaupt:

Philos. Fakultät I u. II		Alle Fakultäten zusammen		
Ordin.	Extraord.	Ordin.	Extraordin.	Doz. überh.
13,87	66,67	17,82	61,07	11,40
20,92	45,34	21,56	44,92	11,59
25,59	92,75	25,17	70,21	12,83
16,32	33,73	20,63	42,00	10,23
35,17	68,00	40,43	66,97	16,61
22,76	31,29	23,36	33,29	9,13
20,81	25,62	22,29	32,42	8,84

Für die ersten Jahrzehnte nach der Gründung fehlen genauere Besucherziffern. Während der Amtszeit Winkelmanns, des Rektors am Gießener Gymnasium illustre (Oktober 1605 bis 1. Januar 1607), wurden etwa 300 Studenten eingeschrieben. Für das Gründungssemester 1607/08 wird die gleiche Zahl angenommen. Bedenkt man die Vorteile, die die Immatrikulation an einer neuen Hochschule bot²⁾, so nimmt es nicht wunder, daß nach dem Verrauschen der Feststimmung der Besuch wesentlich zurückgegangen ist. Wie die 300 Studenten in drei Räumen (I) des alten Rathauses (am Markt) Platz finden konnten, erscheint unklar. Außer verschiedenen hervorragenden Lehrern galt für die ganze erste Hälfte des 17. Jahrhunderts auch das „schöne newgebawte Collegium“³⁾ (vollendet 1611) als Anreiz für den Besuch Gießens. Ein Anwachsen der medizinischen Besucherzahl ließ sich gegen Ende des vorigen Jahrhunderts übrigens auch nach Einrichtung der neuen Kliniken beobachten. Wichtiger als die Gebäudefrage erscheint für die Besucherzahl jedoch die wissenschaftliche Bedeutung der akademischen Lehrer, sowie die Art und Schwierigkeit der abzulegenden Prüfungen. Der Ruf Justus v. Liebigs und die Möglichkeit des Studiums „technischer Wissenschaften“ versammelten z. B. noch im S. S. 1845 an der Ludoviciana 4,3 Prozent aller deutschen Studierenden überhaupt (S. S. 1875: 2 Prozent; S. S. 1920: 2,5 Prozent).

Die Frequenzentwicklung seit S. S. 1900 endlich ist auf Kurventafel I allgemein dargestellt. Bis zum Kriegsausbruch 1914 zeigt die Kurve ein langsames Steigen der Studentenzahl. Auffällig ist das Schwanken von S. S. zu W. S. Die Wellenbewegung der Kurve zeigt, daß die Ludwigs-Universität in den letzten Jahren vor dem Weltkrieg im Begriff war, langsam zur sogenannten Sommeruniversität zu werden. Diese Neigung wird übrigens auch in den lehtvergangenen Semestern wieder bemerkbar. Trotzdem sind diese Schwankungen gegenüber anderen Universitäten (Freiburg i. B., Heidelberg, Tübingen, Kiel) noch so geringfügig, daß man die Gießener Alma mater heute keineswegs eine „ausgesprochene Sommeruniversität“ nennen kann. Der weitere Verlauf der allgemeinen Entwicklung zeigt während des Krieges den überall spürbaren, plötzlichen Rückgang durch die Dienstpflicht und ein langsames Ansteigen in den folgenden Kriegsjahren, offenbar verursacht durch Immatrikulation von Verwundeten und „G. V.-Leuten“. Im S. S. 1918 beginnt bereits der neue Zustrom, der nach dem Krieg im W. S. 18/19 und S. S. 19 die Ziffer auf weit über 2000 hinauftreibt: die Heimgekehrten vollenden ihr Studium. Natur-

gemäß sinkt die Kurve späterhin wieder ab, um im S. S. 1925 sogar unter den Stand von 1914 herabzugehen. Im S. S. 1927 kann man nach Demobilisierung und Inflation, den beiden auch ins Hochschulleben so tief eingreifenden Erscheinungen, wieder von einem regelrechten Gang der Entwicklung sprechen. Die letzten 15 Semester sollen etwas differenzierender betrachtet werden.

Noch heute ist die Zahl der Studierenden Kriegsteilnehmer nicht gering. Die zunehmende Geldentwertung veranlaßte viele von ihnen, das geplante Studium abzubrechen und sich der „Praxis“ zuzuwenden. Auch das „Werkstudententum“ der Inflationszeit trug oft zur Verlängerung der Studienzzeit bei. Kurventafel II läßt erkennen, daß der Absturz der allgemeinen Frequenzkurve in den zwei tollsten Jahren der Geldentwertung durch den Zustrom ausländischer Studierender aufgehalten wurde. Im S. S. 23 erreichte die Zahl der Ausländer an der Ludoviciana mit 174 Studenten fremder Nationen ihren Höhepunkt. Welche Studiengruppen von Ausländern bevorzugt wurden, zeigt folgende Tabelle: **Zahl der Ausländer in 5 Studiengruppen.**

Semester	Theol.	Jur.	Med.	Det-med.	Phil.
S.S. 22	0	3	34	10	37
W.S. 22/23	0	3	51	27	80
S.S. 23	0	3	49	37	85
W.S. 23/24	0	3	49	31	88
S.S. 24	0	2	39	34	62

In den eben bezeichneten zwei Jahren weist die Kurve für das Frauenstudium auf Kurventafel II ebenfalls einen Höhepunkt auf, der aus der Tatsache, daß sich unter den ausländischen Studierenden eine beträchtliche Anzahl Studentinnen befand, leicht erklärt wird. Gleichfalls aus Kurventafel II läßt sich die Wirkung der Geldentwertung auf das Studium von Nichthessen an der Ludoviciana ablesen. Der Absturz der Kurve für Nichthessen im W. S. 23/24, der schlimmsten Notzeit, wird nach Abzug der in dieser Kurve mitgehaltenen Ausländer noch deutlicher. Danach stehen im fraglichen Semester 866 Studierenden aus Hessen nur 554 aus anderen deutschen Ländern gegenüber. Mit der Stabilisierung der deutschen Währung ergab sich, wie das Übersteigen der Hessen-Kurve durch die für Nichthessen im S. S. 24 schließen läßt, wieder die Möglichkeit, eine Musenstadt in größerer Entfernung von der Heimat zu besuchen. Die allgemeine Abwendung von den akademischen Berufen ließ zugleich nach. Die absoluten Ziffern für den Besuch in den einzelnen Studiengruppen zeigt Tabelle 5.

Tabelle 5. Besuch der Universität Gießen vom S.-S. 1920 bis S.-S. 1927 nach Studiengruppen.

Gruppe	S. S.	W. S.	S. S.												
	1920	1920/21	1921	1921/22	1922	1922/23	1923	1923/24	1924	1924 25	1925	1925 26	1926	1926/27	1927
Theologie	116	104	87	73	72	54	31	36	38	36	37	32	35	41	59
Rechtswissenschaft .	250	260	279	281	288	280	325	351	329	347	343	325	319	293	331
Medizin	512	389	377	318	294	339	261	226	189	167	166	171	158	163	201
Deterinär-Medizin.	244	242	211	169	143	137	124	98	90	86	91	96	110	111	119
Philosophie.	94	90	114	95	99	128	155	a)	—	—	—	—	—	—	—
Pädagogik	4	4	3	5	5	5	4	2	2	2	1	1	0	0	0
Mathematik	64	65	63	56	46	42	39	40	42	31	43	50	66	59	88
Naturwissenschaften	58	61	57	45	51	54	48	51	43	36	44	50	65	76	100
Chemie	138	136	163	156	164	161	150	127	117	108	108	92	85	76	62
Pharmazie	17	17	21	21	23	22	22	20	21	25	20	16	20	18	16
Forstwissenschaft . .	67	68	69	70	70	65	69	75	79	78	72	75	77	70	71
Landwirtschaft	281	325	303	271	247	230	272	258	223	179	141	116	112	97	88
Staatswissenschaft. b)	116	153	199	197	204	219	216	224	202	174	149	132	121	137	130
Geschichte	21	24	17	16	12	10	7	a)							
Klassische Philologie	29	31	27	24	21	19	19	275	248	196	173	176	189	185	188
Neuere Philologie.	132	139	122	113	114	99	89								
Anzahl der immatri- kulierte. Studierenden	2143	2108	2112	1910	1853	1864	1831	1783	1623	1465	1388	1332	1357	1326	1459

a) Seit W. S. 1923/24 werden im Personalverzeichnis Philosophie, Geschichte, Klassische und Neuere Philologie gemeinsam als Philologie ausgewiesen! b) Nicht eingeschlossen die Studierenden, die zugleich Rechtswissenschaft studieren.

Betrachten wir nunmehr den prozentualen Anteil der verschiedenen Studiengruppen am Gesamtbesuch jedes Semesters; wie ihn Kurventafel III für S. S. 1920 bis S. S. 1927 veranschaulicht, so scheint man zunächst dem Bild einer chaotischen Entwicklung gegenüber zu stehen. Zunächst lassen sich einige Kurven leicht deuten; so die für die Studien der Theologie, der Medizin und der Veterinärmedizin. Nach der Staatsumwälzung von 1919 und den folgenden Jahren des allgemeinen Rufes zu „praktischer“ Betätigung mußte der Beruf des Seelsorgers aussichtslos erscheinen. Medizin und Veterinärmedizin schienen „teuere“ und „überfüllte“ Berufe zu bieten. Kein Wunder, daß der Zudrang zu diesen Studiengruppen stockte. Das Ansteigen der Kurve für das Studium der Staatswissenschaften beruht auf der zunehmenden Bedeutung dieser Disziplin. Alle anderen Kurven jedoch erhalten ihre tiefere Deutung erst durch den folgenden Vergleich mit Zahlen der Vorkriegszeit. Der prozentuale Anteil der Studiengruppen am Gesamtbesuch jedes Semesters betrug:

Semester	Theol.	Med.	Det.	Jur.	Phil.	Staatsw. u. Landw.	Sorltw.	Pharm. u. Chem.	Math.
S.S. 1900	7,95	18,02	12,88	22,23	18,01	1,29	4,56	9,71	5,38
S.S. 1913	7,52	23,54	14,83	8,08	27,78	6,41	2,44	4,81	4,73
S.S. 1919	6,15	26,68	12,15	11,98	17,65	13,00	3,00	5,10	4,29
S.S. 1927	4,06	13,83	8,19	22,78	19,82	15,01	4,89	5,44	6,06

Der Rückgang des theologischen Anteils begann bereits um die Jahrhundertwende und kam erst im S. S. 1923 (mit 1,69 Prozent) zum Stillstand; seit W. S. 24 steigt die Zahl der Theologen wieder. Die medizinische Fakultät erfreute sich bis 1919 wachsenden Besuchs, verlor sodann innerhalb von neun Semestern fast 60 Prozent ihres Anteils und ist seit S. S. 25 wiederum am Wachsen. Der prozentuale Anteil der Juristen hatte vor dem Kriege seinen Tiefstand und hat heute bereits den Stand von 1900 wieder überschritten. Auf S. S. 25 ist der Wendepunkt der Kurve für die Studiengruppen der Philologie und Philosophie anzusetzen, die in diesem Semester den Tiefstand von 12,54 Prozent Anteil erreichten. Auch in dieser Studiengruppe steigt heute der Anteil an der Gesamtzahl sichtlich. Es wäre verlockend, an Hand der gegebenen Prozentzahlen für einige Studiengruppen die Anzahl der Jahre festzustellen, in denen der gleiche Prozentanteil am Gesamtbesuch wieder erreicht wird. So wäre etwa für die juristische Fakultät

ein Umlauf von rund einem Vierteljahrhundert anzunehmen (Höchstanteil S. S. 1898 mit 28,38 Prozent; — Tiefstanteil S. S. 1913 mit 8,08 Prozent; — Höchstanteil S. S. 1925 mit 24,71 Prozent). Die Möglichkeit einer solchen Berechnung sei jedoch hier lediglich angedeutet, da wir den Zufälligkeiten der örtlichen Entwicklung nicht eine derartige Bedeutung beimessen dürfen. Im Rahmen einer allgemeinen Universitätsstatistik aber könnten auf diesem Wege vielleicht aufschlußreiche Feststellungen gewonnen werden.

Endlich sei noch an einigen Beispielen die günstige Entwicklung der Besuchsziffer unserer Landesuniversität nach dem Weltkrieg im Vergleich zu anderen Universitäten nachgewiesen. Gegenüber dem S. S. 1914 betrug der Rückgang (—) bzw. die Zunahme (+) des Besuchs im S. S. 1927:

Universität	absolut	nach Hundertteilen
Gießen	+ 21	+ 1,5%
Halle	— 350	— 13,3%
Kiel	— 558	— 21,1%
Erlangen	+ 90	+ 6,9%
Leipzig	— 422	— 7,9%
Freiburg i. Br.	+ 86	+ 2,7%

Auf beschränktem Raum bleibt dem Statistiker noch eine Ehrenpflicht zu erfüllen, nämlich die, über die Teilnahme der Universitätsangehörigen am Weltkrieg und über die Kriegsverluste zu berichten. Der amtliche „Personenbestand für das W. S. 1918/19“ weist von 1615 Studierenden 1139 und von 119 Dozenten 33 als „im Heere“ stehend auf. Dem Heldentod für das Vaterland starben zehn Angehörige des Lehrkörpers, zwei Universitätsbeamte und 275 Studenten. Sie ehren, heißt weiterbauen an dem Werk, das sie verließen!

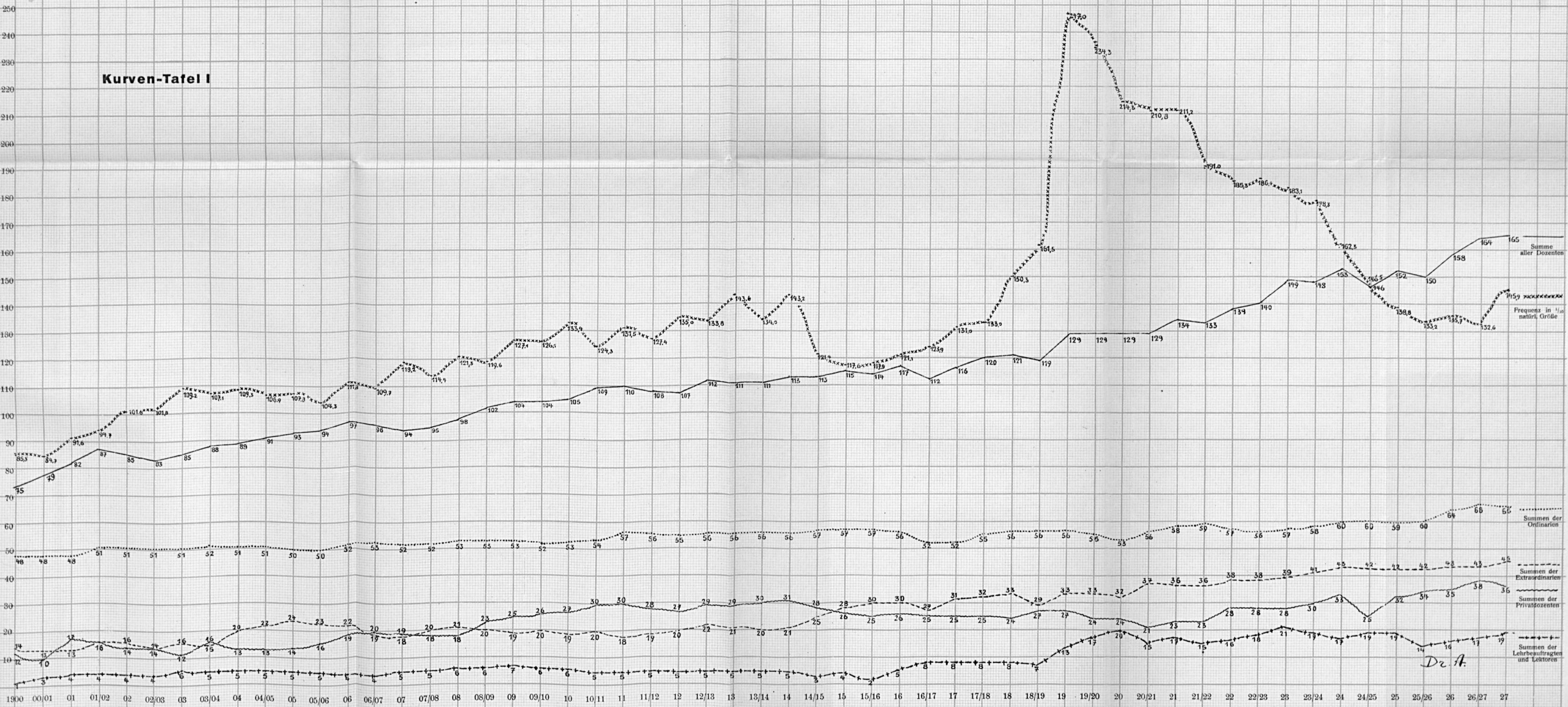
Anmerkungen.

1) Erich Dreßke: Die Statistik der Universität Gießen von der Gründung bis zum Sommersemester 1920. Dissertation in Maschinenschrift, Gießen 1923. Die dort angegebenen Schriften lagen auch der vorliegenden Arbeit zugrunde.

2) Hier ist abgesehen von dem Festessen, das die Studenten erhielten: „An wein 1½ fuder, Rindfleisch 130 pfund, Korn 3 malter Dambstätter mass, Hamelfleisch 130 pfund, Carpsfen 45, Wilpredt 130 Pfund“. Die Univ. Gießen 1607 bis 1907. Festschrift zur dritten Jahrhundertfeier (Gießen 1907) S. 72 f.

3) „Neulich vermehrte Pennal- und Schulpossen oder Geschichte etc.“ (1652): Gießen u. B., Sammelband M 12 216 Nr. 75.

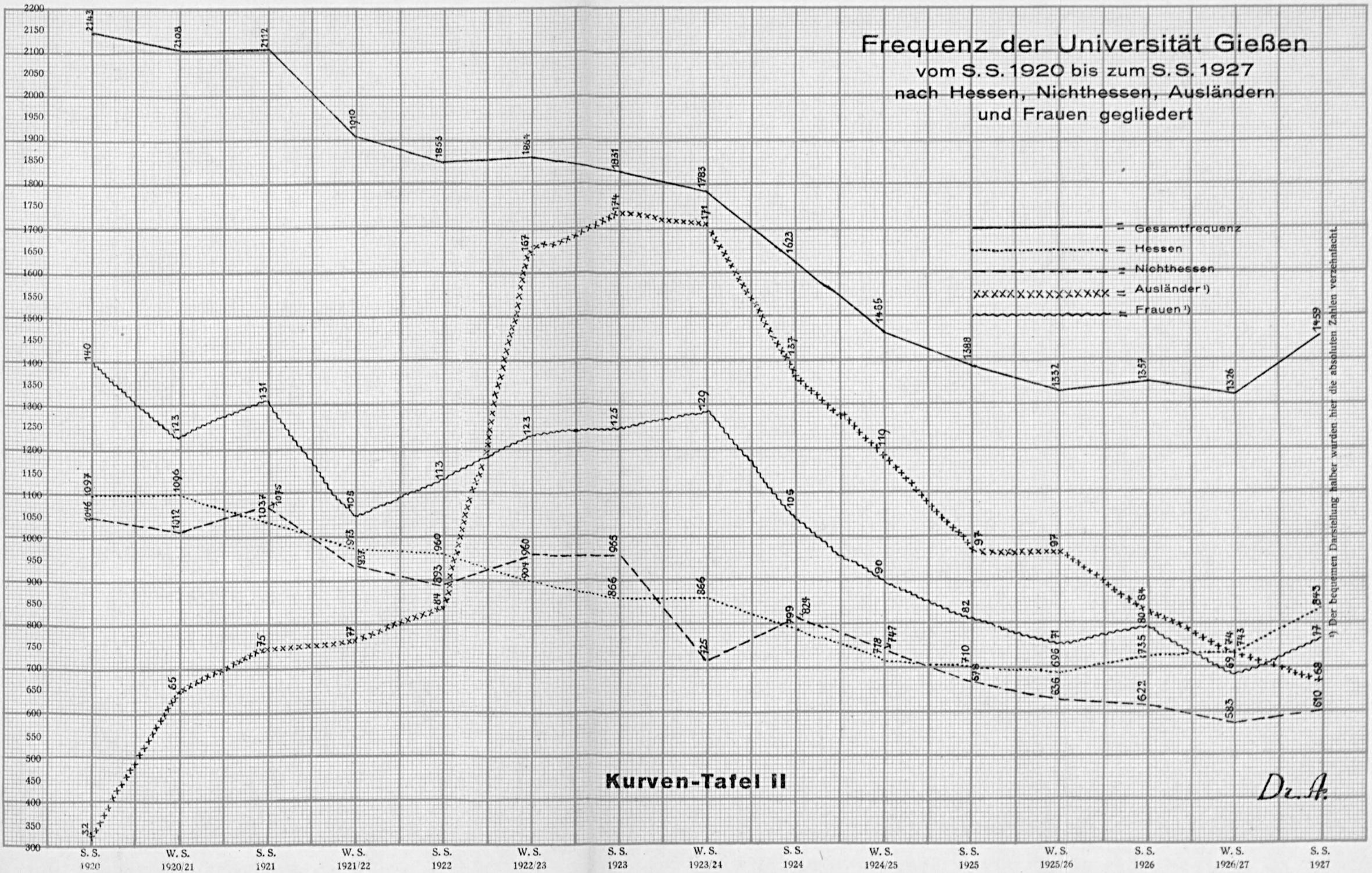
Kurven-Tafel I



Dr. A.

Frequenz der Universität Gießen

vom S. S. 1920 bis zum S. S. 1927
nach Hessen, Nichtessen, Ausländern
und Frauen gegliedert



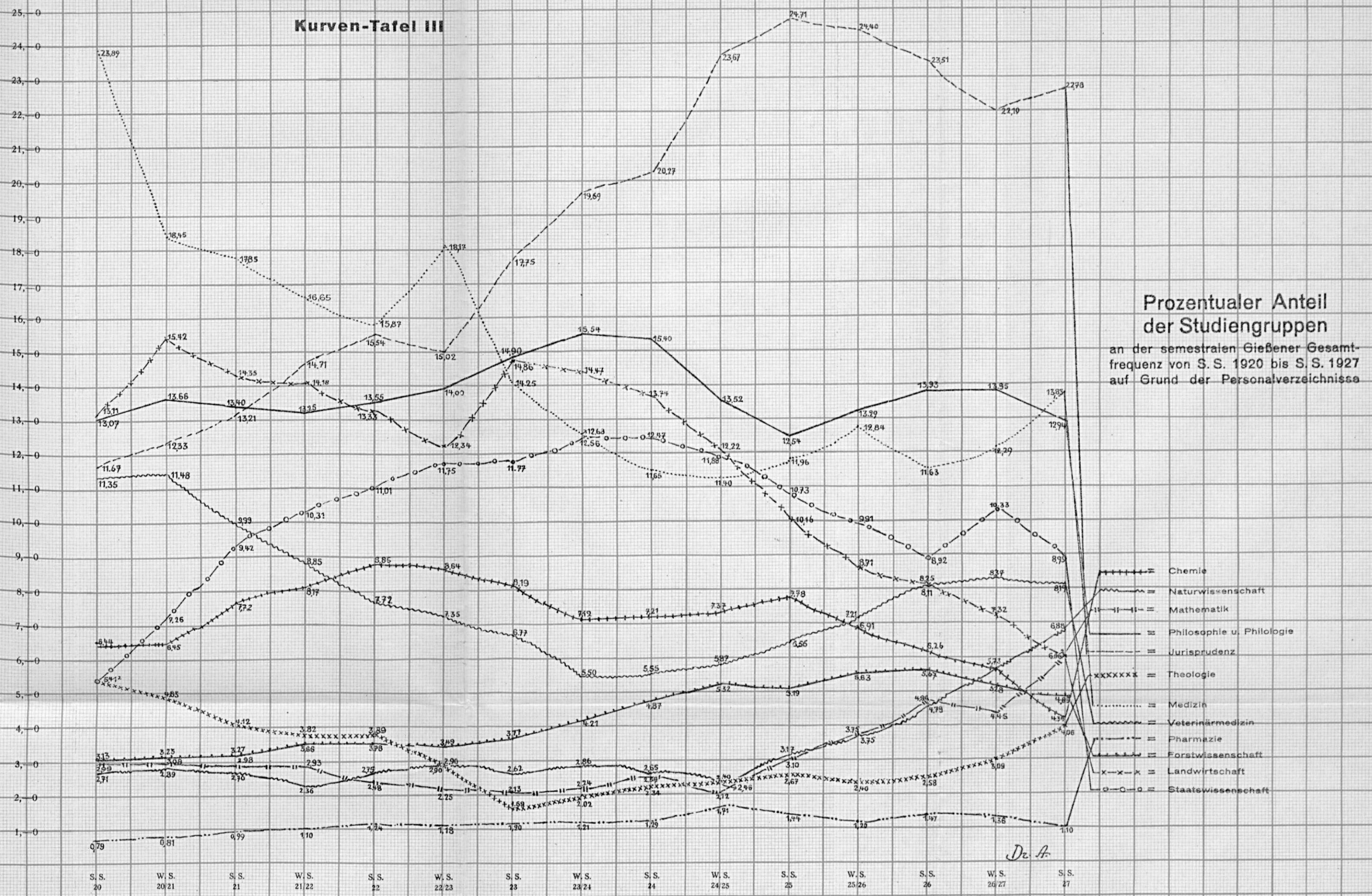
Kurven-Tafel II

Dr. A.

¹⁾ Der bequemeren Darstellung halber wurden hier die absoluten Zahlen verzehnfacht.

Kurven-Tafel III

**Prozentualer Anteil
der Studiengruppen**
an der semestralen Gießener Gesamt-
frequenz von S. S. 1920 bis S. S. 1927
auf Grund der Personalverzeichnisse



Dr. A.

